

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Das Salz vom Tengri Nor.

Von Gustav Klitscher.

Der Leutnant v. Zemm galt bei allen näheren und weiteren Zeitgenossen, die je mit ihm in Berührung gekommen waren, für einen Frechdachs. Was nicht hinderte, daß er bei den meisten dieser Zeitgenossen sich äußerster Beliebtheit erfreute. Denn der Leutnant v. Zemm hatte eine goldene Eigenschaft, durch die er die Welt immer wieder mit seinen Frechdachsmanieren ausfüllte. Er war ein Humorist. Ein Humorist, der nicht immer wäherisch in seinen Mitteln war, wenn es galt, ein lustiges Ziel zu erreichen, ein Humorist aber auch, der sich und seine Existenz aufs Spiel setzte, wenn es sich um einen guten Spaß handelte. Das ist das Wesen des echten Humoristen: der Spaß geht allem vor. — In gewissem Sinne ein Gegenstück zu ihm bildete die Bataillonskommandeuse, die Ehegattin des gestrenge Majors. Sie war eigentlich niemandes Liebling, nicht einmal der ihres Mannes. Sie war eine herbe Frau, die durch ihre tausend Ansprüche aller Welt und besonders den jungen Offizieren das Leben weiblich sauer machte. Sie verstand es ausgezeichnet, die welche irgend wie von ihr abhängig waren, ihren persönlichen Zwecken dienbar zu machen. Zudem ließ ihr gehobenes Selbstbewußtsein nicht das geringste zu wünschen übrig. Von ihrer Unschwärmlichkeit war sie selbst überzeugt. Sie wußte alles. Ja — was schlimmer war — sie wußte alles besser. Und doch sollte es dieser überlegenen Dame geschehen, daß sie hilflos vor einem Unglück stand, das über ihr Haus hereinbrach.

Im gesegneten Mai dieses vergangenen Jahres verbelebte sich im Städtchen das betrieblöse Gerücht: Die Hühner der Kommandeuse legten nicht. Sie verweigerten mit unerhittlicher Beharrlichkeit das Geschick, auf dem doch einzig und allein ihre Existenzberechtigung innerhalb der menschlichen Gesellschaft beruhte. Der Herr Major ahnte gern frische Eier und war etwas unvorsichtig, daß er keine bekam. Das wäre jedoch noch nicht das Schlimmste für die Frau Majorin gewesen. Aber sie ahnte selber gern und bekam auch keine. Und das trübte sie bitterlich. Alle Mittel, deren sie nur irgend wie habhaft werden konnte, hatte sie versucht, um Hahn und Henne zur gegenseitigen Pflicht zurückzuführen. Alles war vergeblich. Nichts vermochte die schöne Unfruchtbarkeit aus dem Hühnerstall zu bannen. Ein ingrimmiger Zorn verbeete das Innere der Majorin. Aller Welt klagte sie ihr Leid. Man bemerkte leicht, ihr fehlte durchaus jeglicher Humor, der die Dinge auch von der heiteren Seite sieht.

Diesem Mangel an Humor war es auch zuzuschreiben, daß sie die Art des heiteren Herrn v. Zemm nur durchaus negativ schätzte. Der lustige Leutnant war ihr ein Greuel. Wo sie ihm eins versehen konnte, tat sie es gern. — Kurt v. Zemm kannte die Gefühle wohl, die die Majorin gegen ihn im durchaus nicht verschwiegenen Busen hegte. Schon lange hatte er gewünscht, sich für manch kleine Unbill zu rächen, die sie ihm angetan hatte. Jetzt kam ihm plötzlich ein Gedanke. Die Gelegenheit war günstig. Er wollte der unerschrockenen Frau einen Streich spielen. Und als sie wieder einmal über das Unglück ihres Hühnerstalles zu jammern begann, nicht ohne einen deutlichen Seitenhieb auf die pflichtvergessenen Menschen, durch deren schlechtes Beispiel die armen ehelichen Hühner verdorben würden, da fragte er so ganz harmlos wie vor:

„Gnädige Frau haben wohl längst alle Mittel versucht, die die Wissenschaft gegen diese traurige Zurückhaltung der lieben Tiere an die Hand gibt?“

„Selbstverständlich“, erwiderte die Majorin kurz und scharf, als wollte sie sagen, die geistvolle Bemerkung hätte sie die sparen können.

„Auch das Salz vom See Tengri Nor?“ fragte der Leutnant weiter, scheinbar achlos, indem seine unschuldigen Blicke den Bahnen einer summenden Fliege folgten. Die Dame, die alles wußte, wurde aufmerksam. Sie wollte nicht zugeben, daß sie von einem See Tengri Nor noch nie in ihrem Leben gehört hatte.

„Vom See Tengri Nor?“ fragte sie daher vorsichtig forschend.

„Sie wissen, gnädige Frau, der große Salzsee Tengri Nor im Tibet, 4600 Meter über dem Meer, 80 Kilometer lang und bis 40 Kilometer breit, bester Wasserleitend.“

„Aber ich erinnere mich“, er-

wilerte die allwissende Majorin mit verblichener Sicherheit.

„Lüg' du und der Teufel“, dachte der Leutnant. Er verdankte seine Wissenschaft einer langweiligen halben Stunde im Kasino, wo ihm der Land T des Konversationslexikons in die Hände gefallen war. Neugierlich aber ließ er sich natürlich nichts anmerken.

„Wenn Sie sich des Sees erinnern“, fuhr er fort, „so werden Sie auch wissen, daß sein Salz eine ganz spezifisch fördernde Wirkung auf das Eierlegen des Hausgeflügels ausübt. Bei den Eingeborenen Tibets ist es daher hochgeschätzt, und tatsächlich wird von Ewen Heddin und anderen berühmten Forschungsreisenden berichtet, daß die Hühner nirgends so rasch viel Eier legen, wie in jenem höchst merkwürdigen Lande.“

Die Majorin fühlte sich doch schon etwas unsicher, als sie erwiderte:

„Ich glaube davon gelesen zu haben.“

„Ja, warum benutzen denn gnädige Frau dies ausgezeichnete Mittel nicht?“ fragte der Leutnant in hohler Nativität mit dem Tone herzlichster Anteilnahme.

„Glauben Sie, daß man hier beim Kolonialwarenhändler Salz vom See Tengri Nor pfennigweise kaufen kann?“ kam die Gegenfrage ziemlich spitz zurück.

Der Humorist schüttelte bedauernd den Kopf.

„Ja, ja — dies elende Nest.“ — Eine Pause entstand. Dann schnippte er mit den Fingern, als wenn ihm ein glücklicher Einfall käme.

„Ich könnte von meinem alten Herrn ein Pfund zur Probe kommen lassen. Er hat auf unserm Gut eine große Geflügelzucht eingerichtet und verdankt nach seinem eigenen Geständnis seine großen Erfolge hauptsächlich dem trefflichen Salz. Mein Vetter Lanvich hat bekanntlich die englische Expedition nach Kassa mitgeritten und damals mehrere Kamelstadien exportiert.“

Der Leutnant zuckte mit keiner Wimper bei dieser Erzählung. Die Majorin aber, die sich plötzlich vor eine Entscheidung gestellt sah, wurde misstrauisch. Sie sah den Freund des tibetanischen Salzes mit ihrem durchdringendsten Blick an und fragte mit der Stimme eines menschlichen freudlichen Untersuchungsrichters:

„Herr v. Zemm — ich bitte mich aus — Sie wollen sich doch nicht etwa einen Spaß mit mir machen?“

Der Humorist sprang auf:

„Aber meine verehrteste gnädige Frau — wie werde ich mir jemals erlauben. — Nein. — Ich bin ja bereit, der gnädigen Frau die Tatsache zu beweisen. Ich werde das Salz vom Tengri Nor kommen lassen, und die gnädige Frau probieren es. Stellt sich der ersuchte Erfolg nicht ein, so hat sich Kurt v. Zemm wieder einmal blamiert und legt es zu dem übrigen. Hilft es aber — nun, so habe ich meiner gnädigsten Gattin einen Dienst erwiesen, der mich glücklich macht, und der Herr Major bekommt wieder frische Eier.“

Er verneigte sich mit edler, unterwürfiger Ritterlichkeit. Die Majorin überlegte. Was konnte ein Versuch ihr schaden? Wenn der Leutnant sich blamierte, hatte sie ihre Hergensfreude daran, wenn nicht, so war es ihr eigener Vorteil. Zudem hatte er ihre Neugierde geweckt. Und der Wunsch, ihre Hühner zu den sittlichen Pflichten der ehelichen Gemeinshaft zurückzuführen, war riesengroß in ihr.

„Gut, Sie können mit einer Probe besorgen, Herr Leutnant. Merci im voraus.“

Damit ging sie.

Drei Tage später tief der Humorist seinen Burschen Klitski, händigte ihm ein Neststück ein und sprach also:

„Hier, mein Sohn, geh' zum Kaufmann an der Ecke und kauf' für den ganzen Betrag portugiesisches Seesalz. Da ist ein Zettel, wo ich es aufgeschrieben habe, sonst wüßtest du das ja doch nicht richtig. Lehesten. Und nun — lehr, marsch, marsch!“

Wald darauf kam Klitski wieder mit dem glücklich erhandelten Seesalz. Der Leutnant entsetzte sehr sorgsam die Lüste, die den Namen des Kaufmannes trug, tat das Salz in ein gänzlich firmenloses Papier, wickelte es zum Ueberflus in eine alte chinesische Papierverpackung, die er von irgend einer Junggesellenveranstellung übrig behalten hatte und schickte das Ganze mit einer unheimlich ergebenen Empfehlung an die Frau Majorin.

Als Klitski von dieser Mission zurückgekehrt war und berichtet hatte, daß das Geschenk sehr gnädig aufgenommen worden war, winkte der

Leutnant den Burschen ganz nahe zu sich heran.

„Nimm mal die Knochen zusammen, Kerl — Instruktion! Sperr die Ohren auf, daß du's in deinen dicken Schädel reinriegelst. Also höre zu: Du kennst doch den Hühnerstall des Herrn Majors?“

„Zu Befehl, Pan Leutnant.“

„Der Zaun ist doch nur niedrig, man kann leicht übersteigen.“ Ueber das Gesicht des Polen verbreitete sich allmählich ein verschmitztes Grinsen.

„Zu Befehl, Pan Leutnant.“ — „Also: du wirst jetzt jede Nacht da einsteigen und ein paar Eier in das Nest legen. Verstanden?“

„Zu Befehl, Pan Leutnant.“ — „Also, was sollst du tun?“ Der Pole strahlte förmlich vor innerem Vergnügen.

„Jede Nacht bei Pan Major einsteigen und aus Nest Eier nehmen — zum Frühstück für Pan Leutnant.“

Bei allem Respekt konnte er sich nicht enthalten, stöhnend zu lachen.

Aber ein heiliges Kreuzhimmels Donnerwetter unterbrach seine glückliche Hiterheit. Zuerst war er sehr verblüfft, doch allmählich begann er zu begreifen. Er sollte die Eier, die ihm der Pan Leutnant abends gab, nachts in den Hühnerstall des Pan Majors legen.

Er fand diese Maßregel ganz ungeheuer dümmel. Aber „Befehl ist Befehl“. Das mußte ihm genügen. Schade nur um die schönen Eier!

Die Frau Majorin hatte dem Futler ihrer gewissenlosen Hühner eine Briefe Salz vom See Tengri Nor gewissenhaft beigegeben. Ueberall ohne viel Zögern und Hoffnung ihrerseits. Sie glaubte nicht an die Ränke des windigen Leutnants. Und doch betrat sie den Hühnerstall am nächsten Morgen mit einer gewissen neugierigen Erregung.

Mit gekünstelter Ruhe warf sie einen Blick auf das Nest, das früher wieder gänzlich öde und leer sein würde. Da stieß sie einen kleinen Schrei der Ueberaschung aus: Zu dem Nest lag ein Ei. Gleich darauf schämte sie sich ihrer Schwäche. Sie nahm das Ei in die Hand und prüfte es. In der Tat, es war ein veritables Hühnerlei! Sollte das Salz vom Tengri Nor wirklich —

Aber nein, das konnte Zufall sein. Vielleicht war das moralische Gefühl in ihren Hühnern doch wieder erwacht, und sie befannen sich auf ihre Schuldbiligkeit auch ohne medizinische Einwirkung.

Am nächsten Morgen schmückten zwei Eier das Nest. War das wieder Zufall oder Reue des Federviehs? Am dritten Morgen fanden sich schon vier, am folgenden sieben, dann gar neun Eier vor. Von Tag zu Tag war der Glaube an das Salz vom See Tengri Nor im Gemüte der Frau Majorin gewachsen. Als dann am sechsten Tage gar zehn rundliche, weiße appetitliche Gegenstände im Neste lagen, da zweifelte sie nicht mehr an der unschätzbaren Wirkung des tibetanischen Wundermittels.

Sie war so begeistert, daß sie nicht allein dem so mächtig geschätzten Leutnant ein sehr warmes Dankschreiben sandte, sondern auch bei allen bekannten Damen vom Bataillon und in Zivil herumkam, um die große Kunde zu verbreiten. Die ganze Stadt geriet in große Bewegung, und von Haus zu Haus eilte die beglückende Kunde: bei Majors legten die Hühner wieder. Das Salz vom Tengri Nor hatte dies Wunder bewirkt. So lautete die überraschende Botschaft.

Und wer hatte dies köstliche Artanun besorgt? Natürlich der scharmante Leutnant v. Zemm. In allen Straßen löbte das Lob des unübertrefflichen Humoristen, zumal in den nächsten Tagen die Eierlegerei bei Majors auf 12, 14 und 15 Stück hinausschnellte. Aber die Damen lobten nicht nur den trefflichen Salzspender. Sie alle hielten in der kleinen Stadt einen Hühnerstall und fühlten bald den beglückenden Wunsch, sich für ihre eigenen Zwecke seiner gewinnbringenden Ränke zu bedienen. Die erste war Frau Hauptmann Lämmerhirt, die schon in ihrer dienstlichen Eigenschaft ein Anrecht darauf zu haben glaubte, und darum dem Humoristen einen Brief schrieb, er möchte ihr auch ein Pfund Salz senden. Dann brachte die Frau Amtsrätin bei einer Begegnung auf der Straße die gleiche Bitte vor. Die Frau Vorkonin schickte einen ihrer zahlreichen Knaben, daß er den kostbaren Stoff gleich mitbringen sollte. Kurz, die gesamte Weiblichkeit des Ortes betürzte den Leutnant um das fruchttragende Salz vom See Tengri Nor.

Dem Humoristen wurde allmählich Angst. Die Wasser, die er rief, wie sollte er sie bannen? Das Salz wäre ja schließlich billig zu beschaffen gewesen. Aber wie konnte Zinnski nachlässigerweise in all diese verschiedenen Hühnerställe eindringen? Das ging auf die Dauer über die Kräfte des armen Burschen. Und außerdem — was kosteten diese Eier nicht an schönem Mamon!

Die Konsequenzen waren unübersehbar. Dem Leutnant schauderte. Dieser er aber das Salz ohne die Eier, dann war Salz vom See Tengri Nor in Hinterpommern auf ewige Zeiten um jedes Ansehen gebracht. Dabei ließ ihm ein, daß er für die Eier, die er in die Küche seines vielgeliebten Majors gratis geliefert hatte, schon ein recht gutes Fläschchen hätte trinken können. Der Spaß hatte wirklich seine Schatten-seiten. So beschloß er denn, das Netz, das sich über ihm zusammenzuziehen drohte, mit kräftigem Griff zu zerreißen.

An diesem Morgen hatte die Frau Majorin noch 17 Eier im Nest gefunden. Eine recht stattliche Anzahl, wenn man bedenkt, daß sie nur 15 Hühner ihr eigen nannte. Zwei hatten also doppelt gelegt. Sozusagen Zwillinge. Das Salz vom Tengri Nor war wirklich über alle Begriffe großartig. Noch am Abend erzählte sie einer kleinen Gesellschaft, die sie geladen hatte, von ihren phänomenalen Erfolgen. Mit siegesgewisser Zuversicht schritt sie am nächsten Morgen zum Stall. Sie hätte sich nicht im geringsten geirrt, wenn Zinnski im Nest gelegen hätten. Sie war auf alles gefaßt, und wenn es das Ueberaschendste und Unglaublichste gewesen wäre. So fest vertraute sie auf die Wirkung des unübertrefflichen Salzes. Aber auf die Entdeckung, die sie jetzt machte, war sie doch nicht vorbereitet. Im Nest lag nicht ein einziges Ei, sondern — ein Brief, der in traeligen Zügen ihre Adresse trug. Sie erblickte, als sie ihn aufnahm und von allen Seiten betrachtete. Mit zitternden Händen zerriff sie den Umschlag und las folgende Verse:

Das bittere Seesalz vom Tengri Nor — kam und gleich äußerlich wirksam vor. — So haben wir denn, dank seiner Kraft, — Tagtäglich das Eierlegen ist gar so schwer. — Einmal muß es zu Ende geh'n. — Verehrte Frau — wir können nicht mehr!

Als die Majorin dies gelesen hatte, fühlte sie ihre Knie beben. Sie mußte sich an die Wand lehnen und rief Himmel und Hölle zum Zeugen der schrecklichen Untat an, deren Opfer sie geworden war.

Um sie herum aber standen 15 Lennen und ein Hahn und lachten — lachten gerade so lieblos wie Menschen lachen.

Der Mörder.

Stilge von Carl Schüller.

Es klopfte an die Tür des Hotelzimmers.

Am ganzen Körper zitternd, sprang Herbert Gansland aus dem Bett, abganz in seiner Pflüchschel auf. Neben ihm, auf dem Fußboden, stand noch die braune Ledertasche, die seinen Korb barg. Er hatte dem Kellner ausbrüchlich gesagt, er hätte schon zu Abend gegessen, er wüßte nicht geübt zu werden, er wolle schlafen. Nun klopfte es doch an seine Tür.

Sollte man schon — ?

Er ging an die Tür und fragte, wer es sei?

„Wer ist draußen?“

Es war der Zimmerkellner, der einen Anmeldebettel in der Hand trug. Herbert Gansland sollte auf ihm seinen Namen, seinen Stand und seinen Wohnort eintragen.

Der Kellner lächelte. Gansland sah dies Lächeln, das gar nichts bedeutete. — Aber ihm war dies Lächeln unangenehm, ihn genierte es, ihn machte es demütert. Er setzte sich an den Schreibtisch, nahm den Bleistift, den ihm der Kellner gereicht hatte, und mit raschen Zügen wollte er seinen Namen auf das Blatt Papier werfen.

Teufel — seinen Namen! Eine solche Dummheit hätte ihm den Kopf gekostet! Wo hatte er nur seine fünf Sinne! — Schnell einen anderen Namen her! Müller! Schulze! Schmidt! Meier! Mein Gott, fiel ihm denn kein anderer Name ein? Diese Namen waren verdächtig, weil sie jeder brauchte.

Endlich! Endlich! Er schrieb auf das Blatt Papier August Müller. Also doch — Müller. Es war ihm nichts anderes eingefallen. Er schrieb weiter in die Rubrik, die zur Ausfüllung des Stabes bestimmt war,

daß er ein Kaufmann sei, und gab als seinen Wohnort Stettin an.

Er gab den Zettel an den Kellner zurück.

Der lächelte wieder. Der Mann lächelte eben immer. Hatte er bemerkt, daß er sich erst auf einen Namen besonnen hatte? Als der Kellner auf dem Zettel den Namen August Müller las, zitterte Gansland.

Er erwartete zu hören:

„Verzeihung, mein Herr, Sie haben sich verschrieben. Sie heißen nicht August Müller, Sie heißen Herbert Gansland und sind der Mörder des Pfandleihers Grabowski.“

Aber der Kellner sagte nichts. Gott sei Dank, er sagte nichts. Er zog sein Portemonnaie und gab dem Kellner eins von den Zehnmarkstücken, die er in der Kasse Grabowskis gefunden hatte.

„So, lieber Freund, sagte er zu dem Kellner nachlässig, gleichgültig, so wie er früher immer mit den Kellnern gesprochen, „schicken Sie mich Ihren Zettel ab und lassen Sie mich schlafen. Vor zehn Uhr wüßte ich nicht gewacht zu werden.“

Das Lächeln des Kellners verbreiterte sich. Er wünschte dem Herrn eine gute Nacht und verließ dann eilfertig das Zimmer.

Kaum hatte der Kellner die Tür hinter sich geschlossen, als Gansland beide Hände gegen die wild pochenden Schläfen drückte.

Was hatte er da getan! Das war ja Tollheit! Das war Selbstmord! In einem Hotel am Schlessischen Bahnhof, in dem das Zimmer zwei Mark kostete, gibt doch ein normaler Mensch dem Kellner nicht zehn Mark Trinkgeld. Wofür denn? Dafür, daß er ihm den Anmeldebettel gebracht hatte? Jetzt würde der Mann schon unten im Wartezimmer dem Hotelier und den Gästen erzählen, daß oben der Gansland logiere. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, sein Köpferchen zu nehmen und aus dem Hotel zu eilen. Fort! Fort! Jrgend wohin! Nur nicht länger hierbleiben, wo man schon ertalen haben mußte, wer dieser August Müller war, der dem Kellner zehn Mark Trinkgeld gegeben hatte.

Aber da fiel ihm ein, daß der Portier, der in dem engen Hausflur Wache hielt, ein herkulisch gebauter Mann war. Ein Kerl mit einem Stiernacken und Häuften — vor denen ihm graute. Der ließ ihn mit der Handtasche nicht durch. Ja, die Handtasche! Die durfte niemand an-fassen. Wenn man die nur ein klein wenig schüttelte, dann klirren in ihr die goldenen Ringe, Ketten, Armreife, Uhren und was er sonst alles an Wertachen aus den Schränken und Auslagen des toten Grabowski zusammengekratzt hatte.

Er dachte an seinen Raub. Seine Augen leuchteten, die furchtbare Angst machte der Freude Platz an dem Gold und den Steinen. Er hängte seinen Mantel über die Klinke der verschlossenen Tür. Die Gardine vor dem schmalen Fenster zog er sorgfältig zu. Dann schloß er die kleine, braune Ledertasche auf das Bett, öffnete sie, und nun holte er mit beiden Händen die Tasche die geraubte: Schmuckachen hervor. Er breitete sie auf dem Bette aus. Uhr legte er neben Uhr, Kette neben Kette, Ring neben Ring. Jeden einzelnen Gegenstand hielt er im Licht der Gasflamme blickt und funkteln. Es waren schöne Brillanten dabei. Er zählte, er logierte, er schob die Ringe probeweise auf seine Finger, einige paßte, andere waren zu groß, andere zu klein.

Draußen auf dem Korridor hörte er klirrende Stimmen.

Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Seine Arme sanken wie gelähmt herab, vollkommen gebrochen sah er auf dem Rand des Bettes. Wäre jetzt ein Polizist eingetreten, er hätte einen aus Furcht habtoten Menschen vorgefunden, dem nicht einen Augenblick der Gedanke ausgeklungen wäre, sich zur Wehr zu setzen. Und doch trug er noch den schätzlichen Redolent bel sich, in dem noch fünf scharfe Patronen steckten, die eine, die fehlende, hatte den Pfandleiher niedergestreckt.

Endlich, als nichts erfolgte, schlich er sich nach der Tür. Er legte sein Ohr dicht an die Türspalte und horchte. Ein Zimmermädchen unterhielt sich mit dem Hausdiener. Das Gespräch galt einer Verabredung für den nächsten Sonntag.

Geleitet aufstehend, trat er von der Tür zurück. Noch ahnte man im Ggnet nicht, daß der gefuchte Mörder im Zimmer Nummer sechs logierte.

Als er die Schmuckachen wieder in die Tasche legen wollte, sah er sich nach irgend etwas um, in das er die einzelnen Gegenstände einpacken konnte, damit das schreckliche verurteilte

Klirren aufhörte. Er benutzte seine Unterwäsche zum Einwickeln, entnahm aus dem Schrank und den Schubkästen des Waschtischens das eingelegte Zeitungspapier, er rief das Futter aus seinem Hut und erreichte schließlich, daß die Sachen so fest in der Tasche verpackt waren, daß sie auch bei heftigem Schütteln nicht mehr auseinander klirren.

Er schob die Tasche unter das Bett. Er wollte versuchen zu schlafen. Vier Stunden war er in Berlin herumgeirrt. Drei Millionen Menschen hatten inzwischen sein Verbrechen gelesen, hatten gesehen, daß derjenige tausend Mark erhielt, der ihn der Polizei in die Hände lieferte. Er gebraucht gesunde, starke Nerven. Der Schlaf würde ihm seine Kaltblütigkeit, seine Ruhe zurückgewinnen lassen.

Er hatte sich entkleidet, mechanisch drehte er die Gasflamme aus, er warf sich auf das Bett.

Entsetzt sprang er wieder auf. Diese Dunkelheit war furchtbar. Nur jetzt nicht allein sein mit seinen Gedanken in dieser grauenhaften Finsternis.

Licht! Licht!

Wo waren Streichhölzer? Er suchte in seinen Taschen, er suchte mit taubenden, zitternden Fingern auf dem Waschtisch herum. Nirgends Streichhölzer.

Reuchend, ganz in Schweiß gebadet, die Hände verweigert vor das Gesicht gedrückt, warf er sich noch einmal auf das Bett. Er wollte an nichts denken. Diese gräßliche Frage des erschöpften Grabowski, die ihn anstarrte, als er die eisernen Schränke plünderte, er wollte sie nicht sehen! Fort mit diesem bleichen, fahligen Gesicht, dem aus der Schläfe der dünne, rote Blutaden quoll.

Ein Streichholz! Alle Uhren, alle Ringe, alles für ein elendes Streichholz!

Er sprang wieder auf. Er wollte klingeln. Der Kellner mußte ihm Streichhölzer bringen. Er tastete sich nach der Tür. Da war der Knopf der elektrischen Klingel. Er drückte auf diesen Knopf, der ihm Rettung aus der Qual dieser Finsternis bringen sollte.

Er horchte. Alles blieb still.

Er wartete. Nichts war zu hören, gar nichts.

Eine furchtbare Vorstellung nahm von seinem ganzen Denken Besitz.

Hatten denn alle dies Haus verlassen? Hatten denn der lächelnde Kellner, der herkulische Hausknecht, das verlebte Zimmermädchen, der fetts Hotelier ihn mit dem toten Grabowski allein gelassen?

„Stille!“ stöhnte er. „Licht! Licht!“

Niemand kam.

Aus dieser wahnsinnig machenden Finsternis heraus starrte ihn immer wieder das bleiche, fahlige Gesicht des Pfandleihers an.

Das war nicht zum aushalten! Dem mußte ein Ende gemacht werden! Er tastete sich nach seinem Redolent. Ein Schutz brachte. Auch er verhallte ungehört.

Am anderen Tag brachten die Zeitungen der Bevölkerung Berlins die beruhigende Mitteilung, daß sich der Mörder Herbert Gansland in einem kleinen Hotel am Schlessischen Bahnhof erschossen habe.

Niemand war über diese Entdeckung ärgerlicher, als der ewig lächelnde Kellner.

Er hatte geglaubt, der Herr August Müller habe ihm aus Weisheit hall einem Fünzigpfennigstück das Goldstück gegeben. Er hatte die Klingel abgestellt, um eine Reklamation zu vermeiden. Zu dumm! Die tausend Mark Besoldung hatte er sich entgeben lassen.

Wemütig betrachtete er das Zehnmarkstück.

„Man ist immer noch zu gutgläubig!“ brumnte er vor sich hin.

— Die Alten und die Jungen. Tante: „Du schickst dich zu langweilen, liebes Rind, soll ich Dir einen Strickstrumpf geben?“

Richte: „Ach nein; lieber eine Zigarette, Tante!“

— Schlächtermeister: „Meine Tochter bekommt jetzt englischen Unterricht von einem Professor, und für französisch habe ich bereits eine Französin engagiert!“

„Und wie ist es mit dem deutschen Unterricht?“

Schlächtermeister: „Nanu, der lehr ist!“

— Grob. Reicher Oed: „Es geht doch eigentlich weniger unten in der Welt so, wie sie es verdienen.“

Dame: „Geden Sie doch froh!“